

Plutarch | Glücklichsein

[Was bedeutet das alles?]

Plutarch

Glücklichsein

Denkanstöße aus der Antike

Aus dem Griechischen von Marion Giebel

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19515
2018 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Der Text im Abschnitt »Von einem glücklichen Leben« wurde
entnommen aus: Plutarch, Die Kunst zu leben. Ausgewählt und
übersetzt von Marion Giebel. S. 13–43 [»Über die Seelenruhe«].

© Insel Verlag Frankfurt am Main 2000.

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Druck und Bindung: Canon Deutschland Business Services GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Printed in Germany 2018

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-019515-4

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

Einleitung 7

- I Von einem glücklichen Leben 21
- II Kann die Tugend gelehrt werden? 58
- III Von Zufall und Schicksal 63

Anmerkungen 69

Literaturhinweise 78

Einleitung

Alle Menschen wollen glücklich sein, doch was ist Glück, und auf welchem Weg kommt man zu einem glücklichen Leben – Fragen, die man sich schon in der Antike stellte und für die es auch heute kein neues Patentrezept zu geben scheint. Der zweite Mann auf dem Mond wurde gefragt, ob es ihn nicht wurme, dass er nicht der erste und derjenige gewesen sei, der die berühmten Worte gesprochen habe. Ja schon, meinte er, aber dann habe er sich gesagt, er wolle und werde zufrieden sein mit dem, was er erreicht habe, und es sei eben doch ein Glück, dass er dabei war. Nicht nur auf dem Mond: die eigene Einstellung ist ausschlaggebend für das Glücklichsein. So sah man es auch in der Antike. Diese Einstellung aber muss, um ein tragfähiges und dauerhaftes Fundament zu bieten, sozusagen eingeübt und beständig trainiert werden. Dabei kommt der Denkkraft eine bestimmende Rolle zu. Der umfassende Begriff ist die *phrónesis*: die Einsicht, das Nachdenken, Überlegen, Urteilen und Schlussfolgerungen Ziehen, was dann in entsprechendes Handeln umgesetzt wird. *Phrónesis*, so heißt es in den *Hóroi* (*Definitionen*), die im Anhang der Werke Platons überliefert sind, ist die Wirkkraft, die den Glückszustand des Menschen schafft, die Erkenntnis des Guten und Schlechten, eine innere Verfassung, gemäß derer wir entscheiden können, was wir tun und was wir nicht tun sollen. Dies führt zum Besitz der *areté*, der Tugend, der sittlichen Vollkommenheit (lat. *virtus*), die das gute oder richtige, das gelingende Leben garantiert. Platon hat der *phrónesis* oder *sophía*, der Klugheit, den ersten Platz in seinem Tugend-

kanon gegeben.* Dieser gilt für den Staat wie für den einzelnen Menschen. Hierzu gehören noch Gerechtigkeit (*dikaíosýne*), die jedem das Seine zuteilt und dadurch Eintracht schafft, sowie Mäßigung und Selbstbeherrschung (*sophrosýne*), durch die man die Triebe und Begierden beherrscht und damit ein Gleichgewicht in der Seele bewirkt. Dann die Tapferkeit (*andreía*), die nicht nur in Kampf und Krieg gefragt ist, sondern auch der Seele Kraft verleiht gegen alles Furcht- und Schreckenerregende.

Wenn die Tugend so eng mit den Verstandeskräften verbunden ist, bedeutet dies dann, dass es ein Tugendwissen gibt? Ist die *areté* also eine *téchne*, eine Kunst, die man beherrschen kann, wie etwa die Bildhauerei – muss sie dann nicht auch lehrbar sein? Eine schwierige Frage, auf die es unterschiedliche Antworten gab. In Platons Dialog *Menon* kommen Sokrates und sein Gesprächspartner zu der Ansicht, die Tugend sei nicht lehrbar. Es gibt keine geeigneten Lehrer – die Sophisten, wie ein Protagoras, die alles und jedes lehren wollen, zählen ja nicht. Und vorbildliche Bürger wie Themistokles, Aristides und Perikles haben ihre Söhne, denen sie doch die beste Erziehung zukommen lassen wollten, die Tugend nicht gelehrt oder konnten es nicht. Auch von Natur aus können Menschen nicht tugendhaft sein, sonst würde man dies schon im Kindesalter erkennen. Wie kommt es also, dass es tugendhafte Menschen gibt, wenn sie weder durch die Natur noch durch Unter-

* *Vom Staat* 427e ff.; 442b–d; 504a; *Phaidon* 115a. Später die Kardinaltugenden genannt, wurden sie von den Römern übernommen (*sapientia* oder *prudentia*, *iustitia*, *moderatio*, *fortitudo*) und dann auch vom Christentum, ergänzt durch die speziell christlichen Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe.

richt hervorgebracht werden können? Sokrates meint schließlich, es sei eine Gabe der Götter, wie bei Propheten und Sehern. Obwohl ein Dialog des Sokratesschülers Aischines fast gleichlautend dasselbe behauptet, konnte diese vage Antwort nicht befriedigen. Xenophon, auch er ein Schüler des Sokrates, ist jedoch von der Möglichkeit und Notwendigkeit einer Erziehung (*paideía*) überzeugt. Aristoteles meinte, die Tugend werde nicht primär durch Einsicht, sondern durch Gewöhnung erworben. Gewöhnung – dann muss es aber jemand geben, der weiß, an was man gewöhnt werden soll, also Erziehung: und das bedeutet, dass die Tugend doch lehrbar ist.

So sah es Plutarch, Philosoph und Schriftsteller, der an der platonischen Akademie in Athen studiert hatte, von dort aber vor allem den Satz des Sokrates mitgenommen hatte, man müsse sich um die Seele sorgen, dass sie möglichst gut sei. Und nicht nur um seine eigene, wohlgemerkt. Er sah die Philosophie als eine Lebens-Kunst an, die durch steten Appell an die Verstandeskräfte zu einem gelingenden Leben verhelfen könne. Und dazu sah er sich berufen, nach Kräften beizutragen, gewissermaßen als ein Seelentherapeut.

Plutarch, geboren in der römischen Kaiserzeit (um 46–125 n. Chr.), stammte aus Chaironeia im griechischen Böotien, wo er das heute noch dort stehende Löwendenkmal sehen konnte, errichtet 338 v. Chr. nach dem Sieg von Philipp II. von Makedonien, dem Vater Alexanders des Großen, über die Griechen. Es war das Ende der politischen Autonomie der griechischen Stadtstaaten, jedoch nicht das Ende der kulturellen Hegemonie von Hellas. Die Nachfolgestaaten der Makedonen wie auch die Römer schätzten die *pai-*

deía, die griechische Bildung, Kunst und Kultur, und machten sie sich – man denke an Cicero – weitgehend zu eigen. Griechen kamen nach Rom und dienten als Vermittler. Als ein solcher »Kulturbotschafter« wirkte Plutarch. Er hatte Ämter im Gemeinderat seiner Heimatstadt inne, war Oberpriester des Apollon von Delphi und hielt sich mehrfach in Rom auf, wo er durch seine Lesungen und Vorträge aus dem Gebiet der Wissenschaft und Philosophie Freunde gewann, wie Kaiser Vespasians Freund Mestrius Florus, der Plutarch das römische Bürgerrecht verschaffte. Sosius Senecio, der Vertraute Kaiser Trajans, vermittelte ihm dessen Freundschaft, und Plutarch widmete dem Kaiser eine seiner Schriften. Er betrieb eingehende Studien in den römischen Bibliotheken, so dass er die Römer belehren konnte, woher manche ihrer alten Bräuche stammten oder wer welche klugen Aussprüche getan habe. Dennoch wollte er nicht in Rom bleiben, sondern kehrte ins beschauliche Chaironeia zurück. Auf die Frage, warum er in dieser kleinen Stadt wohnen bleibe, hatte er entgegnet: »Ja damit sie nicht noch kleiner werde!« (*Leben des Demosthenes* 2,2). Hier sammelte er in einer »Privatakademie« interessierte Männer und Frauen um sich, darunter viele junge Leute, mit denen er in Vorträgen, Lesungen und Diskussionen vielfältige Fragen aus verschiedenen Wissensbereichen erörterte. Die häufig gewählte Form des Dialogs erlaubte es Plutarch, mehrere Ansichten zur Diskussion zu stellen. Die Früchte seiner Tätigkeit hat er schriftlich niedergelegt. Daraus entstand die reiche Sammlung von Schriften, die später den Titel *Moralia* erhielt, was freilich nicht auf Moralpredigten hinweist, sondern darauf, dass es hier um die *mores*, die Sitten und Eigenarten der Menschen im weitesten Sin-

ne geht, die aus ganz persönlicher Sicht betrachtet werden. Man hat die *Moralia* treffend Essays genannt, in Anlehnung an Montaigne, der Plutarch sehr schätzte und wie dieser Lebenskunst und Lebensweisheit vermitteln wollte.

Ein spätantiker Werkkatalog nennt über 200 Titel, neben den Schriften der *Moralia* auch Plutarchs berühmtestes Werk, die Parallelbiografien jeweils eines bekannten Griechen und eines Römers, wie Alexander und Caesar. Durch diese Gegenüberstellung wollte Plutarch auch immer noch bestehenden Ressentiments auf römischer Seite begegnen: Man kannte die Griechen als wortgewandte Redner und Wissenschaftler, doch in der Staatskunst hatten sie sich den Römern geschlagen geben müssen. Plutarch zeigt nun, dass auch Griechenland Staatsmänner hervorgebracht hatte, etwa einen Perikles; er zeigt freilich auch, dass auf beiden Seiten Licht und Schatten zu finden war.

Erhalten sind von den *Moralia* etwa 80 Titel. Es gibt Themen aus der Naturwissenschaft, etwa zu der Frage, wie das Gesicht im Mond entsteht, über Literatur, über philologisch-philosophische Fragen wie zu den Werken Platons, theologische Schriften, mehrere über das Orakel von Delphi, über Isis und Osiris, an eine Priesterin gerichtet, über die späte Strafe der Gottheit, das Theodizee-Problem behandelnd. Dann politische Abhandlungen, außerdem Streitschriften wie gegen die Epikureer und deren Wahlspruch *Láthe bíosas* – »Lebe im Verborgenen«, was Plutarch ablehnt. Er spricht sich für eine Beteiligung am Staatswesen aus, die unter den Römern im Bereich der griechischen Stadtverwaltungen durchaus noch möglich, ja erwünscht war. Auch gegen die Stoiker wendet er sich, wegen ihrer oft allzu spitzfindigen Definitionen, wobei er

ihre Ethik durchaus anerkennt und in manchem befürwortet. Seine farbige, anekdotenreiche Darstellung findet sich unter anderem in seinem *Gastmahl der Sieben Weisen*, zu dem sich der Leser eingeladen fühlen kann.

Anerkennung in jüngster Zeit hat Plutarch für seine humanen Ansichten erhalten, ob es um Frauen, Kinder oder auch Tiere geht. Ehe und Familie gehören zu seinen wichtigsten Themen. In seinem Dialog *Erotikós – Über die Liebe* wertet er die traditionellen Ansichten über die Liebe, die Frauen und die Ehe nachdrücklich ab, »eines der glühendsten Plädoyers für eheliche Zuneigung« (Michel Foucault). Die vielgepriesene Homoerotik – man denke an Platons *Gastmahl* – muss ihm zufolge hinter einer Partnerschaft von Mann und Frau zurückstehen, die durchaus zu einer leibseelischen Gemeinschaft in einem lebenslangen erfüllten Miteinander werden kann. Die Ehe ist keine bloße Zweckgemeinschaft zur Kindererzeugung, und die Frau ist durchaus fähig zur *areté*, zur sittlichen Vervollkommnung.

Die praktische Umsetzung dieser Gedanken über die Ehe und das Verhältnis der Geschlechter bietet Plutarch in einem Lehrbrief an ein jungverheiratetes Paar (*Ratschläge für die Ehe*). Beide sind seine Schüler, was beweist, dass bei ihm die Gleichberechtigung der Geschlechter gilt. Bei den jungen Eheleuten soll alles zur Einheit werden: Der Mann darf keine Vorrangstellung in Anspruch nehmen, die Frau sich nicht auf ihre vornehme Herkunft oder ihre reiche Mitgift berufen. Austausch im Gespräch, Übereinstimmung in Fragen des Alltags, vertrautes Beisammensein, nicht zu vergessen gute Laune und Freundlichkeit sollen ihr Eheleben prägen. Und die junge Ehefrau soll daran denken, was sie bei ihm, ihrem Lehrer, gelernt hat. Sie kann

sich durchaus mit ihrem Mann zusammen weiterhin mit Philosophie beschäftigen, wie das andere Frauen, wie die als Philosophin bekannte Theano, getan haben. Das wird ihr Schmuck sein, wertvoller als Perlen. Ein solches Einvernehmen herrschte offenbar in Plutarchs eigener Ehe, wie der Trostbrief an seine Gattin Timoxena zeigt, den er ihr nach dem Tod ihres gleichnamigen kleinen Töchterchens schreibt. In dem innigen Zusammengehörigkeitsgefühl und der Wertschätzung für die Gattin wie für das kleine Mädchen bietet der Brief ein einzigartiges Zeugnis eines Gefühlslebens in der Römerzeit. Es erscheint durchaus naheliegend, dass der liebevolle Vater der kleinen Timoxena, der seine Frau daran erinnert, wie sie mehrere Kinder gemeinsam großgezogen haben, auch eine Schrift über Kindererziehung verfasst hat. Als einzige erhaltene griechische Schrift über dieses Thema (im Römischen ist Quintilian zu nennen) hat sie als ein »güldnes Büchlein« große Wirkung auf die Nachwelt gehabt. Seit den ersten gedruckten Ausgaben der *Moralia* ist sie noch heute die Nr. 1 im Werkkatalog. Dass sie aus sprachlich-stilistischen Gründen als unecht eingestuft wurde, erscheint nicht nachvollziehbar bei einem Gesamtwerk, das nur zu einem Drittel erhalten ist und aus einer Zeit stammt, der sog. Zweiten Sophistik, in der es üblich war, Stil und Darstellungsweise zu variieren, je nach Gattung, Absicht und Adressatenkreis. Plutarch macht von dieser Variationsbreite reichen Gebrauch mit Rücksicht auf den oder die Adressaten. Anspruchsvoll, mit langen Sätzen, gespickt mit Klassikerziten, schreibt er an den gebildeten Freund Paccius, in Form eines kleinen »Ehekatechismus« mit kurzen Beispielreihen an das junge Paar, das wohl erst einen Grundkurs in Philosophie bei ihm

absolviert hatte. Und vom Thema her müsste man angesichts von Plutarchs »Erziehungsoptimismus« ein solches Werk geradezu vermissen.

Mögen die Philosophen über die Lehrbarkeit der Tugend auch uneins sein, Plutarch bringt ein schlagendes Beispiel für den Wert und Erfolg der Erziehung (*Über Kindererziehung* 3): Der spartanische Gesetzgeber Lykurg nahm zwei junge Hunde von den gleichen Eltern und zog sie auf ganz unterschiedliche Weise auf, so dass der eine gefräßig und ein Leckermaul wurde, der andere aber ein geschickter Jagd- und Spürhund. Als die Spartaner einmal versammelt waren, sagte er zu ihnen: »Ihr Männer von Sparta, wie großen Einfluss Erziehung, Ausbildung und Training für den Erwerb der Tugend und Tüchtigkeit haben, das will ich euch jetzt gleich deutlich vor Augen stellen.« Darauf führte er die beiden Hunde herein, brachte direkt vor sie eine Futterschüssel und einen Hasen und ließ sie los. Da jagte der eine sogleich dem Hasen nach, der andere aber stürzte sich auf die Schüssel. Die Spartaner konnten sich nicht erklären, was Lykurg damit wollte. Da sagte er: »Diese beiden Hunde stammen von den selben Eltern aus einem Wurf; sie haben aber eine ganz unterschiedliche Erziehung gehabt, und so ist der eine auf Leckerbissen aus, und der andere ist ein Jäger geworden.« So sollten sich auch die Spartaner um die Erziehung ihrer Kinder kümmern. Und Plutarch meint, man brauche darüber keine weiteren Worte zu verlieren: »Ist doch der Charakter beständige Gewohnheit,* und

* So öfters bei Aristoteles (mit dem Wortspiel *éthos*, Gewohnheit, und *êthos*, Charakter, Sinnesweise), der die Bedingungen für das Erlernen der Künste und Wissenschaften auch auf die Aneignung der *areté*, der sittlichen Vollkommenheit, überträgt. Er fordert

wenn man die charakterlichen Tugenden gute Gewohnheiten nennt, dann ist das durchaus nicht verkehrt.« Von den Eltern wird verlangt, dass sie sich in rechter Weise um ihre Kinder kümmern: Mit Lob und vernünftigem Zureden erreicht man mehr als durch Gewalt. Plutarch ist Ratgeber für kindgerechte Pädagogik, er gibt aber auch Anweisungen für eine gesunde Lebensweise, mit entsprechender Ernährung (wenig oder gar kein Fleisch, viel Gemüse), wie es auch heute wieder ähnlich propagiert wird. Als Seelenarzt will er helfen, störende Eigenschaften abzulegen, durch die man sich selbst und anderen schadet, wie Zorn, oder solche, mit denen man den anderen auf die Nerven geht, wie Schwatzhaftigkeit. Immer geht es um ein gesundes inneres Gleichgewicht, die *euthymía*, die »Wohlgestimmtheit«, die man erreicht, wenn man sich von allen übermäßigen Regungen fernhält, seien es Ehrgeiz, Besitzstreben oder auch Zukunftsängste. Von den verschiedenen Begriffen für Glück bevorzugt Plutarch den der *euthymía*, nicht die *eudaimonía*, ein Wort, das ursprünglich bedeutet, dass ein guter Geist, ein *daímon*, einem zur Seite steht. Verwandt damit ist der Begriff *eutychie*, das Glückhaben als eine Gabe der Tyche, der Glücks- und Schicksalsgöttin. Plutarchs Glücksbegriff ist nicht fremdbestimmt; er umfasst ein aktives, bewusstes Mithandeln des Menschen, der diesen erwünschten Zustand in seinem *thymós*, seinem Innern herstellt, um ein glückliches Leben zu führen: die Seelen- oder Gemütsruhe. So nennt er seinen Glücksratgeber *Perì euthy-*

freilich die Absicherung durch eine Gesetzgebung, denn die Erziehung zur Tugend setze doch eine gewisse Einsicht und Bereitschaft voraus, die nicht immer gegeben sei (vgl. *Nikomachische Ethik* B. 2 und 10).

mías, Von der Seelen- oder Gemütsruhe (hier S. 21–57):* kein rauschendes Glücksgefühl, sondern eher ein Glück in kleiner Münze – Zufriedenheit, verbunden mit innerer Heiterkeit und Gelassenheit. Dafür entwirft er ein Therapie- und Trainingsprogramm, das strikt eingehalten werden muss: geistige Übungen, Merksätze, über die man meditiert und mit deren Hilfe man sich von Einstellungen befreit, die einen immer wieder aus dem Gleichgewicht bringen. Zu solchen Fehlhaltungen gehört es, ständig auf die anderen zu schauen, was sie alles haben und was man auch haben will, ja haben muss. Und wenn man es dann hat, bangt man, dass es einem wieder genommen werden könnte – oder die anderen haben inzwischen noch mehr erstrebenswerte Luxusgüter oder höhere Positionen. Wo bleibt da die Zufriedenheit? »Das Vergleichen ist das Ende des Glücks und der Anfang der Unzufriedenheit« (Sören Kierkegaard).

Und wenn es einmal schiefgeht im Leben, dann sollte man auch das möglichst gleichmütig ertragen, nicht ständig in dieser Wunde bohren, sondern auf das Gute schauen, das einem noch geblieben ist. Dass dieses Rezept erfolgreich sein kann, bewies später der berühmte Arzt Galénos (129 – um 200 n. Chr.), der bei einem Brand in Rom Unersetzliches verloren hatte, seine selbst gefertigten medizinischen Instrumente, Arzneien und einen Großteil seiner Schriften. Dennoch blieb er gelassen, mit dem Blick nicht auf das, was verloren, sondern auf das, was noch geblieben war. Diese Sichtweise könne man sich antrainieren.**

* Auch Seneca geht am Anfang seiner Schrift *Von der Ruhe des Gemüts* vom griechischen Begriff der *euthymía* aus.

** Galen, *Gelassenheit*, übers. und hrsg. von K. Brodersen, Stuttgart 2017 [Universal-Bibliothek. 19319.].

Plutarch nennt als Beispiel bekannte Personen wie Zenon und Diogenes, die nicht als Philosophen geboren wurden, sondern sich nach einem Schiffbruch des Lebens eine neue, zwar äußerlich dürftige, aber innerlich reiche Existenz geschaffen haben und dabei glücklich waren.

Wer sich auf dieses Trainingsprogramm einlässt, kann, wie es Plutarch in seinem Schlusssatz zum Ausdruck bringt, in heiterer, wir würden sagen optimistischer Stimmung der Zukunft entgegensehen, auch ohne einen »Coach«, einen »Mentaltrainer« oder »Feelgood-Manager« für heutige Probleme im privaten oder beruflichen Leben.

Das Lehr- und Erziehungsprogramm, das Plutarch zufolge zum erwünschten Seelenzustand, zu einem glücklichen Leben führt, wird von der *phrónesis*, der Vernunft, geleitet, die wiederum zur Tugend führt, ja geradezu als mit ihr verbunden oder identisch gesehen wird. Plutarch meint, dies einleuchtend dargelegt zu haben. Doch gab es offenbar Gegenstimmen, welche die Tugend nicht als eine »Technik« ansehen wollten, die man lernt wie eine beliebige Handwerkerkunst. Hier meldet sich Plutarch nochmals zu Wort. Sein kurzer Essay »Kann die Tugend gelehrt werden?« (*Ei didaktòn areté*, hier S. 58–62) ist offenbar unvollständig, doch ist die Kernaussage klar: Wie kann man zugeben, dass man die trivialen Erfordernisse des täglichen Lebens lernen muss, dass aber das Allerwichtigste, die Tugend, d. h. das vernunftmäßige Handeln, dem Zufall überlassen bliebe? Er kann sich auf Sokrates bei Xenophon berufen, der sagt, es sei doch sonderbar zu glauben, dass man es in den einfachsten Künsten ohne fähige Lehrer zu nichts bringen könne, dass aber etwas wie die größte Kunst von allen, nämlich die Lenkung eines Staates, den Menschen von selbst zu-

fallen solle. Durch richtige Erziehung – durch Übung und Belehrung – könnten sie nicht nur selbst glücklich sein und ihr Hauswesen gut verwalten, sondern auch andere Menschen und ganze Staaten glücklich machen.*

Diejenigen, die der Tugend die Lehrbarkeit absprechen, überantworten alles höhere Wissen dem Zufall – geradezu ein Reizwort für Plutarch. Denn *týche* ist der blinde Zufall, das Gegenbild zu seiner höchsten Instanz, der *phrónesis*. Tyche ist auch die Schicksalsgöttin, die ganz nach ihrem Belieben Gutes und Böses austeilte, auch das Gute wieder nimmt – eine Instanz, die dem Leben jede sichere Grundlage verwehrt. Und gerade diese Göttin hatte, als Tyche und als Fortuna, seit dem Hellenismus ihren Siegeszug durch die ganze griechische und römische Welt angetreten. Im Zuge der Eroberungen Alexanders des Großen und seiner Nachfolger waren großräumige Herrschaftsgebiete entstanden, die Diadochenreiche. Sie boten dem Einzelnen nicht mehr die Verwurzelung in seinem engbegrenzten Lebensraum, mit seinen Bräuchen und seinen heimischen Göttern und ihren Kulturen. Ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit griff um sich. Die Personifikation des veränderlichen und unberechenbaren Geschicks war Tyche, überall als Stadtgöttin dargestellt mit dem Rad, das sich dreht (das man fürchtet), oder mit dem Füllhorn (dessen Segen man erhofft). Kritisch äußert sich Plinius der Ältere (2,22 f.): »In der ganzen Welt, an allen Orten und zu jeder Zeit wird wie aus einem Munde allein Fortuna angerufen und genannt.

* Xenophon, *Erinnerungen an Sokrates* 4,1–2; Diogenes Laertios 2,33. – Seneca diskutiert über ein Teilgebiet der Philosophie, das *praecepta*, Vorschriften für soziales Verhalten, gibt (*Briefe an Lucilius* 94; 95).

Sie lobt man, rügt man und verehrt sie trotz aller Vorwürfe. Als flüchtig und wandelbar wird sie angesehen, von den meisten sogar als blind und unbeständig, unsicher, wechselnd, den Unwürdigen zugeneigt. Ihr wird aller Verlust, ihr aller Gewinn zugeschrieben, und so sehr sind wir also einem unsicheren Geschick unterworfen, dass dieses selbst als eine Gottheit gilt.« Eine solche Sicht kann auch Plutarch nicht billigen (hier S. 63–68) – der Mensch als Spielball blinder Mächte? Wohl muss er akzeptieren, dass es Unglück und Leid im Leben gibt, schlimme Verluste, die man aber, gestählt durch die philosophischen Grundsätze, in unerschütterlicher Haltung hinnehmen und bewältigen wird. Keineswegs akzeptabel ist es, vor der Schicksalsmacht zu kapitulieren und die Hände in den Schoß zu legen. Dann sind die Menschen blind, wie der blinde Zufall, den sie sich als Führer nehmen, statt der *phrónesis*, der Denkkraft. Sie ist es doch, die das Leben – inmitten der von der Natur gesetzten Grenzen – angenehm und lebenswert macht.*

Plutarchs philosophisches Denken ist seiner platonischen Ausrichtung nach geprägt von einer Welt als sichtbares und erlebbares Bild des Göttlichen. Plutarch war ein frommer Verehrer der Götter, ein Diener des Gottes von Delphi, Mysteriengläubiger und auch fremden Kulturen wie dem von Isis und Osiris gegenüber aufgeschlossen. Doch in seinem Glücksratgeber von der Seelenruhe spielen die Götter als Helfer bei seinem Therapieprogramm keine besondere Rolle. Mit seinen Verstandeskräften, die freilich

* Vgl. Cicero, *Gespräche in Tusculum* 5,39: *perfecta mens, absoluta ratio, quod est idem virtus* – »ein vollkommen ausgebildeter Geist, die reine Vernunft, ebendies ist die Tugend«. Auch bei Seneca sind *ratio* und *virtus* verbunden.

vom Göttlichen stammen, soll der Mensch seinen Weg zur Vervollkommnung finden. Diese ethische Ausrichtung, ohne ständigen Bezug auf den Götterglauben, verschaffte Plutarch im gleichzeitig sich ausbreitenden Christentum eine positive Resonanz. Die frühen Kirchenschriftsteller zitierten ihn häufig, um bei einem noch im Heidentum aufgewachsenen Lesepublikum Akzeptanz zu finden, so Clemens von Alexandrien, Johannes Chrysostomos, Basileios, Eusebios und der Mönchsvater Isidor von Pelusion. Später schätzte ihn Erasmus von Rotterdam sehr hoch. So hat man Plutarch als einen »heidnischen Kirchenvater« bezeichnen können. Seine geistigen Übungen finden sich in ganz ähnlicher Form als »geistliche Übungen« bei Thomas a Kempis, Ignatius von Loyola und anderen.

Plutarchs Biografien haben großen Einfluss ausgeübt, so auf Shakespeare, und auch die *Moralia* lebten in neuerer Zeit fort. »Die kleinen Schriften Plutarchs waren gerade recht am Ort«, schrieb Goethe, der 1811 bei einem Kuraufenthalt in Karlsbad eine Ausgabe der *Moralia* vorfand. Er habe sich »so darein verliebt«, dass er sie nicht zurückgeben wolle.

Heute wird man die 2012 aufbereitete Übersetzung von Osiander und Schwab (1828 und 1861) in zwei Bänden zur Hand nehmen, und zu Plutarchs Glücksratgeber wird man das Urteil von Albin Lesky bestätigen können: »Das Ziel heiteren Seelenfriedens wird hier von einem gepriesen, der das Beste dafür in seinem eigenen Inneren mitbrachte.«

I Von einem glücklichen Leben

Plutarch wünscht Paccius alles Gute.

1. Erst spät habe ich deinen Brief erhalten, in dem du mich bittest, für dich etwas über ein glückliches Leben zu schreiben sowie über einige Stellen in Platons *Timaios*, die eingehender Erklärung bedürfen. Zur gleichen Zeit traf es sich, dass unser Freund Eros von hier aus sogleich nach Rom reisen sollte. Er hatte nämlich von unserem hochgeehrten Fundanus einen Brief erhalten, in dem, wie bei ihm üblich, zur Eile gemahnt wurde. Ich hatte nun einerseits nicht die Zeit, die ich mir wünschte, um deinem Anliegen gerecht zu werden, ich konnte es aber auch nicht über mich bringen, dass ein Freund, der von mir kommt, mit völlig leeren Händen bei dir erscheint. So trug ich aus meinen eigenen Aufzeichnungen all das zusammen, was ich mir für den eigenen Gebrauch über die Voraussetzungen zu einem glücklichen Leben notiert hatte. Ich glaube ja, dass du auch kein ausgefeiltes Vortragsstück zu diesem Thema suchst, sondern einen Ratgeber fürs tägliche Leben. Und ich muss dir meine Anerkennung aussprechen. Obwohl du hochgestellte Persönlichkeiten zu deinen Freunden zählst und dein Ruf als Redner hinter keinem deiner Zeitgenossen in Rom zurücksteht, kann von dir nicht das Dichterwort gelten:

... hat Beifall klatschend ausgetrieben sie die Menge dir⁻¹

nämlich die natürlichen Empfindungen. Nein, du behältst stets in Erinnerung, was du so oft gehört hast: Ein Senatorenschuh bewahrt nicht vor Gicht in den Füßen, ein kostbarer Ring nicht vor einem entzündeten Finger und ein

Diadem nicht vor Kopfweh. Denn wie kann dir Geld, Ruhm oder Einfluss am Hof zu einem unbeschwerten Gemüt und einem ruhigen Leben verhelfen, ohne die stete Voraussetzung, dass der Gebrauch dieser Dinge zwar angenehm ist, wenn wir sie besitzen, dass wir sie aber nicht entbehren, wenn wir sie nicht haben? Und wie kommen wir anders dahin, als nur durch Vernunft und Überlegung, die beide gewohnt und geübt sind, die Affekte und irrationalen Kräfte der Seele bei ihrem häufigen Ausbrechen sogleich in Schranken zu halten und ihnen nicht zu erlauben, loszustürmen und blindlings nach dem zu streben, was sie nicht haben. So rät Xenophon,² wir sollten der Götter besonders gedenken und sie ehren, wenn es uns gut geht. Dann werden wir sie, wenn wir in Not geraten, mit Zuversicht als gnädige Helfer anrufen können. So ist es auch mit den Kräften der Vernunft, die wir als Helfer zur Kontrolle der Triebkräfte brauchen. Kluge Menschen versichern sich ihrer, bevor sich die Affekte störend bemerkbar machen. So sind uns die Verstandeskräfte, weil bereits im Voraus trainiert, später von großem Nutzen. So wie reizbare Hunde bei jeder fremden Stimme außer sich geraten und sich nur von vertrautem Zuspruch beruhigen lassen, so ist es auch mit den menschlichen Leidenschaften. Wenn sie erst einmal aufgereizt sind, lassen sie sich nicht so leicht wieder zur Ruhe bringen, wenn nicht gewohnte und eingeübte Lehr- und Grundsätze zur Hand sind, um den Aufruhr zu stillen.

2. Es hat jemand gesagt, wer die Ruhe des Gemüts, die Voraussetzung für ein glückliches Leben, erreichen will, der darf sich nicht zu viel zu schaffen machen, weder privat noch öffentlich.³ Damit macht er uns die Gemütsruhe zu-

nächst einmal recht teuer, wenn wir sie nur um den Preis der Untätigkeit erkaufen können. Das ist gerade so, als ob er jedem Kranken raten wolle:

Bleib ruhig liegen, du Armer, auf deiner Lagerstatt!⁴

Es ist klar, dass Stillliegen ein schlechtes Heilmittel gegen Wahnsinn ist. Um nichts besser ist aber ein Seelenarzt, der Untätigkeit, Schlaffheit und die Abkehr von Freunden, Familie und Vaterland als Rezept gegen seelische Störungen und Beschwerden verschreibt. Außerdem ist es nicht wahr, dass alle, die nicht viel mit Geschäften belastet sind, die Seelenruhe gepachtet haben. Sonst müssten ja die Frauen glücklicher daran sein als die Männer, denn sie sitzen meistens zu Hause, wo, wie es heißt,

der Sturmwind die zarte Haut des Mädchens nicht
durchwehen kann.⁵

Aber Kummer, Unruhe und Missmut aufgrund von Eifersucht, Aberglauben, Egoismus und nichtigen Einbildungen aller Art, mehr als man sagen kann, das alles strömt ein in die Frauengemächer. Und Laertes lebte zwanzig Jahre lang ganz für sich auf dem Lande,

mit nur einer alten Dienerin, die ihm Essen und Trinken
vorsetzt.⁶

Heimatstadt, Palast und Königtum hatte er aufgegeben; in seiner Untätigkeit und Zurückgezogenheit hatte er jedoch ständig Trauer und Kummer zu Hausgenossen. Bei man-

chen Menschen führt gerade das Nichtstun oft zu Nieder-
geschlagenheit. So geht es hier bei Achill:

Der aber saß noch da bei den schnellen Schiffen
und zürnte,
Peleus' Sohn, der zeusentsprossene, der schnelle
Achilleus;
Weder pflegte er je zum rühmlichen Rate zu gehen
Noch auch je in die Schlacht, sein Herz im Kummer
verzehrend,
Dort verweilend, er sehnte sich immer nach Kampf
und nach Schlachtlärm.⁷

Er leidet darunter, grämt sich und sagt selbst:

Aber ich sitz bei den Schiffen als nutzlose Last
für die Erde.

Daher ist sogar Epikur, der sonst die Zurückgezogenheit empfiehlt, dafür, dass ehrgeizige und ruhmbegehrige Menschen kein tatenloses Leben führen. Sie sollen vielmehr ihrer Natur gemäß aktiv am öffentlichen Leben teilnehmen. Denn die Untätigkeit bringt solchen Leuten mehr Unruhe und Schaden, weil sie das nicht bekommen, wonach ihnen der Sinn steht. Aber Epikur ist unlogisch. Fordert er doch nicht diejenigen zum Wirken in der Öffentlichkeit auf, die das Zeug dazu haben, sondern bloß solche, die nicht stillsitzen können. Doch nicht ob einer viel oder wenig tut, sondern ob er Gutes oder Böses dabei im Sinn hat, das ist entscheidend für eine gute oder schlechte Gemütsverfassung. Das Unterlassen des Guten schafft nämlich, wie man

gesagt hat, ebenso viel Unmut und innere Unruhe wie böses Tun.

3. Manche glauben, es gäbe eine besondere Lebensform, die frei ist von allen Beschwerden und Kummer, etwa die von Bauern,⁸ von Junggesellen oder Königen. Das Wort des Menander⁹ ist da eine hinreichende Mahnung:

Ich habe, Phantias, immer geglaubt, wer reich
ist und's nicht nötig hat, auf Pump zu leben, der
stöhnt nicht bei Nacht, wälzt sich nicht schlaflos
hin und her,
seufzt nicht: »Ach Gott, ich Armer«, sondern
der schläft süß
und selig seinen Schlaf.

Er erklärt aber dann, wie er sehen musste, dass die Reichen ebenso zu leiden haben wie die Armen.

Ist Leben (fragt er) irgendwie verwandt mit Leid?
Lebt einer reich, gehört's dazu; hat einer Ruhm,
Ist's da, und mit dem Armen wird es alt und grau.

Es ist gerade wie bei Passagieren auf See, die sich ängstigen und seekrank sind und glauben, sie kämen besser davon, wenn sie von ihrem kleinen Boot auf ein Handelsschiff umsteigen und dann wieder auf ein Kriegsschiff. Dabei gewinnen sie aber überhaupt nichts, denn sie nehmen ja ihre Übelkeit und ihre Furcht immer mit. So kann man auch durch eine Änderung seiner Lebensform seine Seele nicht von Kummer und Sorgen befreien.¹⁰ Darin offenbart sich ein Mangel an Tatsachensinn und Überlegung: Man kann